

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synode von Wisconsin und anderen Staaten.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. Raumann's Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 678—10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelber sind zu adressiren: Rev. E. Jätel, Milwaukee, Wis.

22. Jahrg. No. 23.

Milwaukee, Wis., den 1. August 1887.

Lauf. No. 559.

Inhalt. — Die Quäker. — Gräfin und Schreinersfrau. — Zur Arbeiterfrage. — Im kalten Süden. — Missionsfest in Kewaskum. — Kürzere Nachrichten. — Schulsache. — Grundsteinlegungen. — Ordination und Einführung. — Conferenzz-Anzeige. — Quittungen.

Die Quäker.

[Schluß.]

Bisher haben wir nur die Ausbreitung des Quäkertums in Großbritannien in einigen Hauptzügen betrachtet. Wir werden nun sehen, daß auch nach dem europäischen Festland gen Osten und nach der neuen Welt Amerika gen Westen der Same dieser Schwärmerei getragen wurde, und wie derselbe an vielen Orten, meistens unter heftigen Stürmen, aufging und um sich wucherte.

Schon im Jahre 1655 unternahm ein Quäkerprediger Namen *Caton* eine Reise nach Frankreich und nachher eine nach Holland, ohne jedoch merklliche Erfolge zu erzielen. Im folgenden Jahre traf er bei einem zweiten Besuch in Holland Leute, die auch Quäker sein wollten, aber sich nur durch einige auffallende Absonderlichkeiten auszeichneten. So trieben sie z. B. die Einfachheit, welche sie zur Schau trugen, so weit, daß in den Büchern, welche sie drucken ließen, kein einziger großer Buchstabe vorkam. Ehe aber *Caton* für seine Sache viel wirken konnte, wurde er festgenommen, auf ein Kriegsschiff gebracht und wieder nach England transportirt. Ein Jahr später kam *William Ames* nach Amsterdam. Er wurde ebenfalls abgefaßt und bei Nacht und Nebel aus der Stadt geschafft. Am nächsten Tag aber sah ihn ein Amtmann, als er zum Fenster hinaus schaute, wieder auf der Straße, und da man ihn einige Zeit gewähren ließ, gelang es ihm, einige Anhänger zu gewinnen. Auch *Caton* kam wieder nach Holland. *Ames* aber dehnte seine Missionsreisen auch auf Deutschland aus, kam nach Heidelberg, Hamburg, Worms, ja bis nach Danzig und sammelte besonders in der Pfalz einige Quäkerhäuflein. In den folgenden Jahren finden wir auch *W. Penn* in Holland und Deutschland thätig, und obschon der Name Quäker allgemein einen gar üblen Klang hatte, fehlte es ihm doch nicht an allem Erfolg, so daß noch heute in der Gegend von Philadelphia die Nachkommen deutscher Quäker wohnen, die dem Engländer nachgezogen sind in die neue Welt.

Nach Amerika kamen die ersten Quäker, oder eigentlich Quäkerinnen schon im Jahre 1656. Im Sommer des genannten Jahres lief nämlich ein Schiff,

die „Schwalbe“, im Hafen von Boston ein, auf welchem sich auch zwei Frauen befanden. Die eine, *Mary Fisher*, war schon 1652 in England als Predigerin aufgetreten, hatte sechzehn Monate auf der Festung gefessen, war später öffentlich aufs Blut gezeigelt worden und wollte nun auch in Amerika für die Quäker wirken. Ihre Gefährtin, *Anna Austin*, war eine verheiratete Frau aus London, über deren früheres Leben wenig bekannt ist. Als man in Boston erfuhr, was für Gäste die „Schwalbe“ beherbergte, wurde sofort ein Befehl erlassen, daß die beiden Frauenzimmer an Bord zurückgehalten, ihre Koffer aber polizeilich durchsucht werden sollten. Ohngefähr hundert Bücher, die man in ihrem Besitz fand, wurden in Beschlag genommen und auf Anordnung des Stadtraths durch den Henker auf offenem Markte verbrannt. Sie selber wurden gleich vom Schiffe aus in sicheren Gewahrsam gebracht; um zu verhindern, daß sie von ihrem Gefängnisse aus zum Volke redeten, wurde das Fenster ihres Kerkers mit Brettern vernagelt. So mußten sie bei schmaler Kost fünf Wochen zubringen, bis ein Schiff, das nach Westindien fuhr, bereit war, in die See zu stechen. Da wurden sie eingeschifft, und der Kapitän wurde bei hundert Pfund Strafe verpflichtet, sie auf der Insel *Barbadoes* abzusetzen.

Noch wenige Tage nach der Abfertigung der beiden Weiber kamen schon wieder acht Quäker im Bostoner Hafen an; ein Schiff aus London hatte sie hergeführt. Wieder wurde noch auf dem Schiff das Gepäck der unwillkommenen Gäste durchsucht. Die Acht, vier Männer und vier Frauen, wurden prompt vor Gericht gestellt und ebenso prompt zur Verbannung verurteilt: daselbe Schiff, mit welchem sie gekommen waren, sollte sie wieder zurückschaffen, und als der Kapitän, der sie zur Strafe dafür, daß er solches Volk ins Land gebracht hatte, auf seine Kosten wieder heimliefern sollte, sich dessen weigerte, wurde er auch eingesperrt, bis er, um nicht die ganze Reise zu verlieren, einwilligte. Während noch die Quäker im Gefängnisse den Tag ihrer Abreise erharren mußten, wurde ein Gesetz erlassen, daß hinfort jeder Schiffskapitän, der einen Quäker ins Land brächte, um hundert Pfund Sterling (\$500,00) gestraft, jeder Quäker, der so ins Land käme, gepeitscht und ins Zuchthaus gesteckt werden sollte. Ein alter Mann, der seine Mißbilligung dieses Gesetzes aussprach, wurde um zwanzig Pfund gebüßt, und da er sich noch nicht zufrieden gab, mitten im Winter in die Verbannung gejagt. Auch in *New Amsterdam*, das heute *New York* heißt, wurden Männer und Weiber, die in den Straßen oder auf freien

Plätzen predigten, festgenommen und abgestraft, ehe man sie weiter beförderte, und der holländische Gouverneur erließ ein Gesetz, monach jeder, der einen Quäker auch nur eine Nacht beherbergen würde, um 50 Pfund Sterling, nach unserm Gelde \$250.00 bestraft und jedes Schiff, das einen Quäker mitbringen würde, weggenommen werden sollte. In der Kolonie *Rhode Island* wurden die Verfolgten geduldet, obschon die Kommissäre der Vereinigten Kolonien den Behörden Vorstellungen machten. Hingegen wurden in *Massachusetts* 1657 die Gesetze noch verschärft, indem man verordnete, daß wer einen Quäker beherbergen würde, für jede Stunde 40 Schillings Strafe bezahlen solle; ferner daß jedem Quäker, der nach einmaliger Bestrafung zurückkehren würde, ein Ohr, nach der zweiten Rückkehr auch das andere Ohr abgeschnitten, und jede Quäkerin ausgepeitscht werden solle. Und zwar blieben diese Gesetze nicht nur auf dem Papier, sondern sie wurden mit aller Pünktlichkeit in Anwendung gebracht, so oft sich Gelegenheit bot; ja in der Kolonie *Connecticut* wurde zur Geißelung noch die öffentliche Brandmarkung mit einem glühenden Eisen gesügt. Als dann bei aller Verfolgung die Schwärmer immer mehr Anhang fanden, ging man noch weiter und setzte auf die Rückkehr eines zweimal verbannten Quäkers die Todesstrafe; und wirklich wurden mehrere, die bei Todesstrafe verbannt, zurückgekehrt waren, processirt und gehängt. Das alles konnte aber nicht verhindern, daß in *Neuengland*, in *Virginia* und *Maryland* die „Freunde“ ihre Anhänger fanden und Quäkergemeinden entstanden. Als im Jahre 1675 ein Quäker Namens *Edward Byllinge* einen Landstrich im heutigen *New Jersey* ankaufte, entstand auch eine Quäkercolonie mit eigener Regierung und einer eigenen Verfassung. Durch öffentliche Einladungen zur Ansiedelung in der neuen Welt wurden Hunderte, die nun Aussicht hatten, den Verfolgungen in Alt- und in *Neuengland* entrückt, einen sichern Wohnplatz zu finden, nach *West-New Jersey* gezogen. Das erste Haus in *Burlington* diente den Quäkern als Versammlungsort, nachdem sie bis zur Vollendung des Baues unter einer Zelt ihren Gottesdienst gehalten hatten.

Schon bei dieser Koloniebildung in *West-New Jersey* hatte *William Penn* werthvollen Beistand geleistet und wichtige Erfahrungen gesammelt, zu deren Verwerthung er dann in ausgedehntem Maße Gelegenheit finden sollte, als es zu der Gründung der Kolonie kam, die als Staat in unserer nordamerikanischen Union noch seinen oder vielleicht seines Vaters Namen aufzeigt: *Pennsylvania*.

Das Gebiet, auf welchem Penn seinen Freistaat für die Bedrückten in allen Landen einrichtete, wurde ihm in Anbetracht der treuen Dienste seines Vaters und einer Summe Geldes, die derselbe der Krone geliehen hatte, vom König Karl II. zu beständigem Eigentum übermacht; das ursprüngliche Eigentumsrecht der Indianer berücksichtigte er durch ordentliche Kaufcontracte. Die Verfassung, welche Penn mit großer Sorgfalt für seine Kolonie ausarbeitete, liegt ihren Hauptzügen nach noch in der heutigen Konstitution des Staates Pennsylvania vor und hat ihren weitgehenden Einfluß geübt auf die Einrichtungen in anderen Kolonien und auf den Geist und die Grundanschauungen der Konstitution der Vereinigten Staaten. Im Jahre 1682 kam der Gouverneur selbst in seine amerikanische Kolonie. In dem Protokollbuch der Quäkerversammlung in Fairmans Haus in Shackamaxon (später Kensington im Nordosten von Philadelphia) heißt es: „Monatsversammlung vom 8. des 7. Monats*“ 1682. Zu der Zeit kamen Gouverneur Penn und eine Menge Freunde hier an und gründeten die Stadt Philadelphia, etwa eine halbe Meile von Shackamaxon, wo auch Versammlungen eingerichtet wurden.“ Die Kolonie Pennsylvania nahm einen sehr gedeihlichen Fortgang, und das Quäkertum konnte sich so recht behaglich einrichten, während drüben im alten Vaterlande das Wetter sehr wechselte und William Penn selber, der nach zweijährigem Aufenthalt in Amerika wieder nach England zurückgekehrt war, unter mancherlei Gefahren die politischen Wirren und Unruhen durchlebte, welche England bewegten. Mehrmals wurde er wieder ins Gefängnis geworfen. Schon hatte er beschloffen, wieder nach Amerika zu fahren und daselbst weitere Koloniegründungen vorzunehmen, da wurde, nachdem er noch bei dem Leichenbegängnis des alten Quäker-Erzvaters Georg Fox, eine Rede an das Volk gehalten hatte, seine Freiheit wieder bedroht, und er mußte seinen Plan aufgeben. Sogar die Verwaltung Pennsylvaniens wurde ihm auf einige Zeit abgenommen. Erst 1699 kehrte er, wieder in seine Rechte eingesetzt, nach Amerika zurück. Nach zweijährigem Aufenthalt in der Colonie nahm er Abschied von Pennsylvania auf Nimmerwiedersehen. Er starb am 30. Juli 1718 und wurde in Buckinghamshire in England in Gegenwart einer großen Menschenmenge bestattet.

Schon als William Penn die Augen schloß, war wie die Zeit der andauernden Verfolgungen, so auch die Zeit der hochauflammenden Begeisterung für die Quäker vorüber. Durch die „Toleranzacte“, welche König Wilhelm 1689 erließ, wurden alle bisherigen Strafgesetze gegen die Freikirchlichen, welche den Treueid leisteten, und auch gegen die Quäker, die an Eides Statt ein feierliches Gelöbniß der Treue gegen den König und die Königin thaten, völlig abgethan, und es folgte für die früher lang und hart bedrückten „Freunde“ eine Zeit äußerlichen Wohlergehens. Der Ruf der Rechtschaffenheit in Handel und Wandel, den sie sich erworben hatten, kam ihnen nun zu statten, so daß sie vielfach wohlhabend und reich wurden, und in demselben Maße zeigte sich auch ein Nachlassen des früheren Eifers für ihre gemeinsame Sache. In Amerika kamen sie noch einmal ins Gedränge, als die Loslösung der Kolonien vom englischen Mutterlande vor sich ging.

*) Die Quäker bedienen sich der unter uns gebräuchlichen Namen der Monate und Wochentage nicht, sondern jagen „erster Monat“, „zweiter Monat“, „erster Tag“, „zweiter Tag“. u. s. w. Und zwar rechnen sie früher den Anfang des ersten Monats von 25. März an; erst seit 1751 verlegten sie den Jahresanfang auch auf den 1. Januar, daß der März „Dritter Monat“ wurde.

Einstheils konnten sie nämlich es nicht gut heißen, daß die amerikanischen Unterthanen der englischen Krone dieser den Gehorsam kündigten; andernteils zogen sie sich, da sie alles Kriegsführen für sündlich hielten, von der Beteiligung an dem bald auch ausgebrochenen Revolutionskrieg zurück, und viele unter ihnen weigerten sich sogar die Steuern zu bezahlen, durch welche die Mittel zur Führung des Krieges aufgebracht werden sollten. In beiden Fällen zog ihnen ihre Weigerung wieder viel Anfeindung, auch Strafen an Geld und Freiheit zu. Sie und da sollten sie auch mit Gewalt in den Kriegsdienst gepreßt werden. Es wird aber erzählt, daß als man eine Anzahl Quäker, denen man die Gewehre, die sie nicht hatten tragen wollen, auf den Rücken gebunden hatte, in General Washingtons Hauptquartier brachte, dieser gesprochen habe: „Warum bringt ihr mir diese Leute her? Ich brauche Leute, welche fechten“; darauf zu den Quäkern gewendet: „Geht ihr nur hin und bestellt eure Felder.“ Als aber der Krieg beendet und die Regierung des neuen Staatenbundes eingesetzt war, Georg Washington als erster Präsident sein Amt angetreten hatte, erkannten die Quäker die neue Ordnung der Dinge an und entsandten eine besondere Deputation, die durch eine passende Adresse ihrer Gesinnung Ausdruck verleihen mußte. Diejenigen, welche ihre Bedenken gegen die Kriegsführung überwunden und an dem Befreiungskampfe theilgenommen hatten, wurden darauf hin zum Unterschiebe von ihren untrügerischen Brüdern die „fechtenden Quäker“ genannt.

Während aber nach außen Ruhe wurde, erhob sich unter den Quäkern selber Kampf. Daß sich bei dem Grundirrtum dieser Leute, der Lehre von dem inneren Licht, der unmittelbaren Erleuchtung des Menschen durch den Geist Gottes, einestheils schwer feststellen ließ, was sie in anderen Stücken lehrten, andererseits allerlei Irrsinn mit Berufung auf besondere Offenbarung Hausrecht beanspruchen konnte, liegt auf der Hand. Auch war man wenig geneigt zu Lehrbesprechungen, indem man fürchtete, es möchten sich offenbare Widersprüche herausstellen und Anlaß zu Spaltungen werden. Aber was man vermeiden wollte, trat dennoch ein. Die Zurücksetzung des geschriebenen Wortes Gottes wurde von einem Theil weiter und weiter getrieben. So beanstandete man den Ausdruck „heilige Schrift“, weil durch die Bezeichnung „heilige“ der Schrift zu viel Ehre erwiesen werde. Andererseits beanspruchte man für die vorgeblichen Offenbarung aller rechtbesessenen Prediger, Männer und Weiber, unanfechtbare Geltung. So weit wollte die Mehrzahl in beiden Stücken nicht gehen, und als man durch Synodalbeschlüsse den angegebenen und anderen Ueberschreitungen des von den Meisten angenommenen Maßes Himmelschutz anlegen wollte, erfolgten zahlreiche Austrittserklärungen, wie auch vorkommende Uebertretungen anerkannter Sünden Ausschließung derer, die sich nicht fügen wollten, nach sich zogen.

Als ein besonderer Fall dieser Art kann erwähnt werden, was sich mit Hannah Barnard zutrug. Dieselbe kam 1798 als Predigerin von Amerika nach England und Irland und erregte durch ihre Reden nicht geringes Aufsehen. Sie verwarf die Zuverlässigkeit der heiligen Schrift, besonders des Alten Testaments erklärte, sie könne die Wunder Christi, auch seine wunderbare Empfängnis vom Heiligen Geist und Geburt von der Jungfrau, da ihr darüber der Geist nichts offenbart habe, nicht annehmen. Darüber wurde sie sowohl jenseits, als auch nach ihrer Rückkehr diesseits des Oceans angegriffen; da sie nicht Gehör gab,

wurde ihr zunächst das Predigen unteragt, und schließlich wurde auch öffentlich ihre Zugehörigkeit zur „Gesellschaft der Freunde“ für aufgehoben erklärt.

Einflußreicher als die Genannte wurde ihr Zeitgenosse Elias Hicks von Long Island. Derselbe trat mit großem Erfolg als Prediger auf und gelangte zu großem Ansehen nicht nur in seiner engeren Heimat, sondern auch in weiteren Kreisen, in denen er thätig war. Es kam aber die Zeit, da fand man in seinen Reden und in Briefen von ihm, welche in die Öffentlichkeit drangen, die Verleugnung wichtiger Lehren, die man als Lehren der Schrift und der Väter des Quäkertums festgehalten wissen wollte; es kam zuerst zu Vorhalt vonseiten einzelner Freunde, dann zu öffentlichem Widerspruch, nachdem er in der Versammlung geredet hatte, dann zu Anklagen gegen und Parteinahme für ihn, endlich zu zahlreichen Spaltungen in den Quäkergemeinden im ganzen Lande, bei denen die Anhänger des Elias Hicks, nach ihm Hicksiten genannt, vielfach in der Majorität waren und das Gemeindegut behielten. Beide Parteien behaupteten die rechten, echten Nachfolger der Väter in Lehre und Leben zu sein, und im Grunde ist es wahr; denn für ihre Leugnung der Dreieinigkeit, der ewigen Gottheit Christi, des Veröhnungstodes Christi, der Rechtfertigung durch Zurechnung der Gerechtigkeit Christi, der Würde und Wirkung der heiligen Schrift können die Hicksiten allerdings, wie sie das in ihren Schriften auch thun, Zeugnisse aus den Schriften der alten Quäker der ersten Zeit anführen, wie andererseits auch die „orthodoxen“ Quäker sich auf die Schriften derselben Väter berufen können. In Wahrheit ist das Verhältnis dies, daß die Hicksiten den Rationalismus, die „Orthodoxen“ die Schwarmgeisterei ihrer Vorfahren voranziehen, bei beiden aber beides sich findet. Nur eine Partei der Orthodoxen, die sich auch die „Evangelischen“ nennen, ist in den erwähnten Streitigkeiten und durch den Gegensatz zu der Stellung der Hicksiten in manchen Stücken zu besserer Erkenntnis gelangt.

Die Hauptirrelehren der Quäker sind in dem Bisherigen schon namhaft gemacht; erwähnt mag zur Vollständigkeit noch werden, daß sie auch die Gültigkeit und Kraft der Sacramente, die göttliche Stiftung des Predigtamts, das Recht des Christen zur Verwaltung obrigkeitlicher Ämter gelehrt haben. Ihr bedeutendster Theologe war Robert Barclay. († 1690)

Die Gesamtzahl der Quäker wird gegenwärtig auf ohngefähr 205,000 veranschlagt von denen weitaus die Mehrzahl in Amerika lebt. Sie haben sehr reiche Leute unter sich und besitzen blühende Erziehungsanstalten, besonders auch solche für Mädchen, auf deren Erziehung sie große Sorgfalt verwenden; auch Anstalten für mildthätige Zwecke haben sie errichtet, wie denn überhaupt die Quäker ein Beweis dafür sind, daß äußerliche Zucht und eine gewisse Form der Frömmigkeit neben den schrecklichsten Irrlehren bestehen kann, und darum ein Christ, der die Wahrheit sucht und die Kirche des reinen Wortes, sich nicht soll täuschen lassen durch das Leben und das äußerliche Betragen der Leute, die er findet, sondern nach der Lehre urteilen, die sie führen, und nach dem Bekenntnis, das sie angenommen haben. G.

„Die heilige Schrift ist ein ander Buch, denn Menschenrede und Schrift, daß wohl St. Gregorius gesagt, wie er zu dem guten Spruch kommen ist, die Schrift sei ein solch Wasser, darinnen ein großer Elefant schwimmen muß, und ein Lämmlein mit Füßen dadurch gehen kann. Denn sie redet für die Einfältigen klar und helle genug, aber wiederum auch den Klugen und Hochverständigen so hoch, daß sie es nicht erlangen können.“ Luther, Erl. 12. 70.

Gräfin und Schreinersfrau.

Von Emil Frommel.

(1. Fortsetzung.)

3.

Derweilen war wieder ein Jahr nach dem andern verstrichen. Der alte Napoleon war gekommen wie eine Geißel Gottes, um unser deutsches Volk herumzuholen, und es ging in Deutschland aus Noth in Noth. Aber unter all dem Jammer wuchs das Mägdelein und ward eine stattliche Jungfrau und griff den beiden Alten kräftig unter die Arme. Die Arbeit ging ihr flink von den Fingern, und sie hatte immer einen fröhlichen Muth dabei.

Der böse Winter von Anno 12 war gekommen unterm Singen des Mädchens und den Sorgen des Niklas und lagerte sich ihm hart auf die Brust. Da ging's an mit dem engen Athem; er mußte manche Nacht aufrecht im Bett sitzen, seine Füße wurden ihm kalt, und was so Altersbresten mehr sind. Die Elisabeth war aber auch schwach geworden und das Wachen kam ihr sauer an. Da durste sie's denn erfahren, daß sie das arme Kind nicht umsonst aufgenommen hatten. Nächste lang saß sie an seinem Bett, schüttelte es ihm auf und las ihm vor aus dem Starckenbuch, wenn's recht eng werden wollte, und legte ihm den Senf auf, so gut wie der Feldscheer, und kochte ihm einen Trank nach dem andern. Nie hat sie geklagt, daß ihr's zu viel wär, und beim leisesten Ruf ist sie bei der Hand gewesen. Wenn der alte Vater ihr aber danken wollte, hätte sie ihm am liebsten den Mund zugehalten, weil sie's nicht hören konnte. „Da seid stille davon, Vater“, sagte sie, „das ist alles Schuldigkeit und lange nicht genug“.

Mit dem Niklas ward's zusehends schwächer und die Nächte immer schwerer. Oftmal hatte er schon angesetzt, um dem Mädchen etwas besonders zu sagen; in einer Nacht aber raffte er alle Kraft zusammen und rief sie an's Bett und sagte zu ihr: „Hör, Christophine, ich muß dir noch was sagen. Vielleicht hast du da oder dort schon was gehört, ich weiß es nicht, von etwas, das ich dir schon lang hab sagen wollen. Aber es könnt einmal sein, daß du's Noth hättest zu wissen und die Elisabeth könnt am End auch wegsterben und da wär's doch besser, du thätst's wissen“. Das Mädchen horchte hoch auf und hing mit ihrem Mund an den Lippen des Alten. „Ja“, sagte sie, „ich hab von meinen Kamrädinnen schon so was gehört, aber ich hab's nicht geglaubt, sondern immer nur arg weinen müssen“.

Dem Niklas war ein Stein vom Herzen gefallen beim ersten Wort des Mädchens, aber beim letzten Wort fiel er ihm wieder drauf. Denn die Bauersleute haben auch ihr Gefühl, und die Stadtleute haben nicht alles gepachtet.

„Ja, Christophine, es thut mir selber leid“, sagte er, „daß ich's sagen muß, aber es thut sich halt nicht anders. Guck du bist nicht unser Kind. Ein fremder Reiter hat dich gebracht, wie du ein Jahr alt warst, und hat gesagt, er wollt dich wieder holen; aber er ist nimmer gekommen. Aber unser Herrgott wird dich nicht verlassen, und du mußt deswegen nicht weinen“.

Das Mädchen saß unten am Fußende des Bettes und hielt sich mit der Schürze die Augen zu, im Herzen aber war ihr todesweh. Bald darauf sagte der Niklas: „Mir wirb's so weh, lang mir den

Essig herunter und laß mich riechen“. Er war todenbläsig und der Schweiß stand ihm in hellen Tropfen auf der Stirne. Das Mädchen weckte die Elisabeth. Die hatte aber kein Aug' zugethan und alles mit angehört, was ihr Niklas dem Mädchen beigebracht hatte. Schnell war sie bei der Hand. Der Kampf war nicht mehr lang. Was er von Sprüchlein aus seiner Jugend mußte, sagte er leise vor sich her, mehrmals betete er: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde“. Eben wollte er wieder anfangen, da stockte der Athem. „Gute Nacht, Niklas“, sagte Elisabeth und drückte ihm die Augen zu.

Es war noch ein harter Gang hinaus auf den Gottesacker, und sie meinte, sie müsse mit hinunter zu ihrem Niklas. Der Pfarrer nahm den Text vom alten Simeon, den der Leser hoffentlich auswendig weiß. Wenn man aber vom Kirchhof kommt, sieht's so leer aus daheim, und noch leerer hätte es ausgesehen, wenn die Elisabeth allein heim gemußt hätte.

4.

Als die Trauer um war um den Niklas, war auch in Deutschland eine große Trauer um. Denn Deutschland sah dazumal auch aus wie eine schwarz gekleidete Witwe in großem Jammer und Elend. Viel tausend von ihren Söhnen waren geblieben in Rußland im Schnee und Eis, und die andern waren bei Leipzig gefallen. Aber es ging wieder ein froher Tag auf, als die Deutschen in Paris eingezogen waren. Traute man auch dem Frieden noch nicht ganz, so war doch wieder Hoffnung da auf bessere Zeiten.

Neben der verwitweten Elisabeth, die jetzt recht merkte, was sie an ihrer Pfliegerochter hatte, wohnte ein Schreiner, ein junger Mann, der aus den Schlachten wieder heil nach Hause gekommen war. Er wohnte allein in dem Hause, denn seine Eltern waren gestorben und sein einziger Bruder bei Leipzig gefallen. Er wollte nach dem bösen Kriegshandwerk wieder auf seinem Handwerk arbeiten.

Das ging im Anfang schwer, denn es will alles gelernt und geübt sein bis auf's Hobeln herunter. Wenn er so an der Bank stand und darauf loshobelte, kamen ihm allerhand Gedanken, daß es doch was Trauriges sei, in der Welt so mutterseelenallein zu sein, und vorab für einen Schreiner.

Der Schreiner überlegte sich die Sache, vorerst ganz allein mit seinem Herrgott, denn er hatte ein fromm Gemüth, und bat ihn, er möcht's so lenken, daß die Mutter und das Mädchen Ja sagten, und wenn sie nicht Ja sagten, so wolle er ledig bleiben sein Leben lang, wenn's so besser für ihn sei. Zwar hatte er von dem Mädchen gehört, daß es nur ein Pfliegerkind sei und Niemand seine Eltern kenne; aber er dachte, um so eher hat sie's noth und ist's recht, daß du so ein verlassen Kind nimmst, und vielleicht nimmst sie dich auch um so eher.

Am Sonntag nach der Kirche, da er noch einmal recht herzlich gebetet und sich's überlegt hatte, ging er in seinem Sonntagsstaat hinüber. Sein Anliegen brachte er bescheiden und ehrerbietig zuerst vor die Mutter. Und die Mutter sagte ihm, sie wolle es mit dem lieben Gott und dem Mädchen überlegen, und in acht Tagen solle er wieder kommen und nachfragen. Als er wieder kam, legte die alte Elisabeth ihre Hände in einander und segnete sie und bat sie, sie sollten leben nach Gottes Wort und so einig wie sie mit ihrem seligen Niklas. Bald dar-

nach feierten sie die Hochzeit, denn die Christophine brauchte keine Aussteuer zu nähren, weil dem Schreiner seine Mutter alles schon hinterlassen hatte, lauter selbstgesponnen und hausgemacht Weißzeug. Und der Pfarrer traute sie mit dem Text: „Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf“. Die Elisabeth blieb aber in ihrem Hause, nur brachen sie durch die Hofmauer eine Thür, daß sie hinüber konnten. Die Christophine wollte sie zwar durchaus drüben haben und ihr ein schönes Stübchen einrichten, aber die Elisabeth that's nicht. Und sie hatte recht. So zogen die Jungen denn hinüber in's neue Haus, das der Schreiner schön hergerichtet hatte mit neuen Dielen und den aufpolierten Schränken; denn die alten Schränke von seinen seligen Eltern hielt er in Ehren. Nur für die Schwiegermutter hobelte der Andreas, so hieß er, allerhand neue Sachen, einen Fußstempel für ihren kranken Fuß und einen Sorgenstuhl für ihre müden Glieder. Und Gottes Segen war mit dem Hause. Mit der Arbeit ging's besser, denn die Schreinersfrau half mit und trug in der Schürze die Hobelspäne sorgsam fort und hob sie auf. Mit dem Singen ging's zu zweien auch besser, und wenn sie so hell sang und der Andreas mit seinem Bass sie begleitete, da rückte die Elisabeth ihren Sorgenstuhl an's Fenster und ließ das Strickzeug fallen und konnte nur die Hände falten und beten für ihre Kinder.

In dem neuen Hause gings zwar nicht so glänzend her, als sichs die beiden gedacht. Der Krieg hatte viele Leute arm gemacht, und von armen Leuten kann kein Schreiner leben, denn sie pfuschen ihm ins Handwerk, und nur den Sarg am Lebensende lassen sie ihm übrig. Doch waren die beiden guten Muthes, und große Freude zog durchs Haus, als den Schreinersleuten das erste Kind geboren ward. Zum Andenken an den seligen Niklas gaben sie ihm seinen Namen, und die Elisabeth war seine Pathe. Sie konnten sich nicht satt sehen an ihm und meinten, es müsse der Elisabeth oder dem Niklas ähnlich sehen, und malten sich aus, wie der Junge ihnen einmal helfen müsse im Handwerk und so weiter.

Der Segen Gottes war aber in dem Schreinershause, und an dem ist alles gelegen. Wo kein Segen ist, da kann das sogenannte „Glück“ zum Scheuerthor hereinfahren und geht durchs Kammerfenster wieder hinaus. Und warum der Segen kam, ist auch leicht zu sagen: weil drum gebetet wurde, daheim im Schreinershaus und drüben im Kämmerlein der Elisabeth. So ein gottseliges Altes in der Familie ist was werth. Das ist der Moses mit den aufgehobenen Händen, während der Josua streitet; das ist für junge Leute ein aufgehobener Zeigfinger, ein Vorspann bergauf und ein Radschuh bergab. Ich hab es schon manchmal erfahren, daß so lang ein Altes gelebt, die Gerichte Gottes noch nicht über ein Haus hereinbrechen durften; wies gestorben war, kamen sie. So war die alte Elisabeth der stille und verborgene Segen im Haus. Je größer die Kinderschaar wurde, um so mehr wurde von ihr gebetet. Am Ende jedes Jahres mußten aber die Schreinersleute dankbar erkennen, daß ihnen wunderbar durchgeholfen worden war, und sie staunten oft, wo all das Geld nur hergekommen sei. Kurz, das Schreinershaus war ein Muster- und Segenshaus in der ganzen Gemeinde.

5.

Während so manches Jahr im jungen Ehestand friedlich und vergnügt unter Leid und Freud hingegan-

gen war und ein Tag dem andern so ähnlich sah wie Zwillingkinder, da kam auch einmal ein Tag, dem man nicht ansah, was er unter seinem Mantel trug.

Der Schreiner war an seine Arbeit gegangen wie gewöhnlich und hobelte munter drauf los wie an jedem andern Tag, und die Christophine hatte die Kinder herausgeholt aus den Betten, wie der Bäcker die warmen Beulen aus dem Backofen, und hatte sie gewaschen und die Buben gekämmt und die Mädchen geädelt und mit ihnen gebetet, und die Elisabeth strickte an ihrem Kammerfenster, als plötzlich eine schwer beladene Kutsche mit vier Pferden und zwei vergoldeten Kutschern vorfuhr an dem Schreinershause. Die Kutsche fuhr vom Pfarrhause ins Schreinerhaus und hielt da an. Die Christophine hatte ihren Mann gerufen, und die Elisabeth war auch herübergekommen, und die Kinder waren ans Fenster gesprungen. Da trat einer von den Bedienten ins Haus und fragte nach dem Schreiner und der Elisabeth. Als er hörte, daß sie recht angefahren seien, trat er an den Kutschenschlag und machte ihn auf und half ehrerbietig einer alten, großen Dame in schneeweißem Haar heraus. Daß weder der Schreiner noch die Christophine noch die Elisabeth ein Wort herausbrachten, war natürlich. Drinnen aber richtete sich die alte Dame auf und ließ forschend und schweigend ihre Augen in der Stube umhergehen. Plötzlich blieb ihr Blick durchdringend auf der jungen Frau des Schreiners haften und sie rief, indem ihr große volle Thränen aus den Augen rannen und sie ihre Arme um die junge Frau schlang, auf französisch: „O sie ist, ja sie ist ganz, mein armes, armes Kind.“ Die Christophine wußte nicht, wie ihr geschah, sie mußte auch weinen, als sie die alte Dame an ihrem Hals weinen sah und ihre heißen Thränen spürte, und ihr Andreas ging verlegen an das Fenster; nur die Elisabeth kam näher her und schaute der Dame wieder forschend in die Augen wie selbmal dem Reitermann. Die Bedienten waren während dieser Zeit alle gekommen und hatten zugesehen und mit ihrer Herrin geweint. Da bat der, der die Dame hereingeführt hatte, um einen Stuhl für sie. Und der Andres holte gleich den Sorgenstuhl der Elisabeth und legte ein weiches Kopfkissen darauf. Die Dame setzte sich und bat die andern in gebrochenem Deutsch, sie möchten sich auch setzen. Nun fragte sie die alte Elisabeth, ob sie es wäre, die die Christophine aufgezogen hätte, und wie sie zu dem Kinde gekommen sei. Im Kalender stand das Datum und die Jahreszahl noch, und die Elisabeth erzählte alles haarklein und umständlich, wie's zugegangen war, und beschrieb den Reiter von Kopf bis zu Fuß, daß man ihn hätte malen können, und alles, was er gesagt hatte. Was die Dame nicht verstand, übersetzte ihr der Bediente in's Französische. Je mehr die Alte erzählte, um so heller und froher wurde die Dame; bald weinte sie und bald lachte sie vor Freude. Aber die Christophine und der Schreiner mußten immer noch nicht, wo sie hinschauen sollten. Da erschien denn allen zum Trost der Pfarrer des Orts. Mit dem hatte die Dame schon eine Unterredung gehabt; er hatte sich nur umgekleidet in seinen Sonntagsstaat, denn er hatte sich gewaltig unbehaglich gefühlt, daß er im Schlafrock und Pantoffeln auf Französisch hatte Rede stehen müssen. Nun aber kam er und machte den Dolmetscher; was er zu dolmetschen hatte, war im ganzen nichts anderes als das Wort: „Des Herrn Rath ist wunderbar.“

(Fortsetzung folgt.)

Zur Arbeiterfrage.

XI.

Die Rechte des Arbeiters.

(Schluß.)

Zu den Rechten des Arbeiters ist ferner zu rechnen sein Recht auf seinen Lohn. „Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth“, sagt der Herr Christus Luc. 10, 7; und durch den Propheten spricht der Heilige Geist: „Wehe dem, der seinen Nächsten umsonst arbeiten läßt und giebt ihm seinen Lohn nicht“. Jer. 22, 13. Und zwar hat nach Gottes Willen der Arbeiter Unrecht auf seinen vollen Lohn, und wer ihm denselben verkürzt, einen Theil dessen, das ihm als sein Lohn zukommt, ihm vorenthält, der bestiehlt ihn; das siebente Gebot schützt nicht nur des Arbeitgebers Hab und Gut, sondern auch das, das des Arbeiters ist, und dazu gehört sein verdienter Lohn. Ja Gott hat auch ausdrücklich den Arbeitgebern sagen lassen, daß er des Arbeiters Lohn unter seiner göttlichen Aufsicht halte und darauf achte, wenn demselben Abbruch geschieht; denn so lesen wir Jac. 5, 4: „Siehe, der Arbeiter Lohn, die euer Land eingerntet haben, und von euch abgebrochen ist, das schreiet, und das Rufen der Ernter ist kommen vor die Ohren des Herrn Zebaoth“. Im Buch der göttlichen Allwissenheit steht verzeichnet jeder Cent, der irgend einem der Millionen Arbeiter zukommt und ihm vorenthalten wird, und ob ein rüchloser Arbeitgeber, der durch allerlei Griffe und Kniffe seinen Arbeitern regelmäßig oder gelegentlich den ihnen zukommenden Lohn verkürzt, auch nicht daran denkt, daß sein Arbeiter, und wäre es der geringste Tagelöhner oder Handlanger, dem großen Gott im Himmel nicht zu gering ist, sondern unter seiner Obhut und Fürsorge steht, so läßt doch Gott nicht ab, aufzuzeichnen und nachzurechnen, und wehe dem Arbeitgeber, der in diesem Stück seine Rechnung nicht bereinigt hat, wenn Gott mit ihm ins Gericht geht. Aber freilich, die gottvergessene Welt achtet auf solche Gebote Gottes und auf sein Drohen an die Uebertreter so wenig wie auf andere Gebote derselben Majestät, fährt fort in ihrer Ungerechtigkeit auch in Hinsicht auf der Arbeiter Lohn, und häuft sich Zorn auf den Tag des Zorns.

Wenn nun aber ein christlicher Arbeitgeber auch in diesem Stück seines Gottes Willen nachkommen möchte, so wird er zunächst sich darüber klar werden müssen, was denn sein Arbeiter mit Fug und Recht als seinen Lohn beanspruchen könne, und die Beantwortung dieser Frage ist grundlegend für die Entscheidung vieler anderen Fragen. Nun ist in Gottes Wort nirgends eine Lohn Tabelle verzeichnet, in der angegeben wäre, wie viel ein Tag Maurerarbeit und eine Woche Kohlenschaukeln werth sei. Und doch muß auch diese Frage im Lichte des Wortes Gottes entschieden sein; sonst könnte ein gewissenhafter Arbeitgeber nie ruhig sein, nie wissen, ob er seinem Arbeiter in der Entrichtung seines Lohnes gerecht geworden sei, oder aber ob er ihm vielleicht seinen Lohn verkürzt und also unrecht Gut in seiner Kasse habe und in Gottes Buch als Dieb an seinem Arbeiter verzeichnet stehe. Welcher Christ möchte noch Geschäftsunternehmer und Arbeitgeber sein und bleiben, wenn er hier im Zweifel bleiben müßte, nicht klar erkennen könnte, was des Arbeiters Recht sei, wofür auch Gott eintrete.

Heißt nun etwa das Wort: „Ein Arbeiter ist seines Lohnes Werth“, so viel als: Dem Arbeiter muß so viel Lohn bezahlt werden, wie er verlangt? Im Evangelium Matthäi lesen wir von Arbeitern, die mehr Lohn verlangten, als ihnen der Schaffner auszahlen wollte. Was hören wir nun da? Sagt etwa der Hausvater: „Nur immer ausgezahlt, was ein jeder verlangt; über den Betrag des Lohnes hat der Arbeiter allein zu bestimmen, und wir haben nur flugs auszuzahlen: wir würden Unrecht thun, wenn wir nicht ohne weiteres jeder Lohnforderung nachgäben?“ Nein, so redet er nicht. Er läßt es bei den Groschen bewenden und spricht ganz ruhig und bestimmt: „Mein Freund, ich thue dir nicht Unrecht. Bist du nicht mit mir eins worden um einen Groschen? Nimm, was dein ist, und gehe hin“. Matth. 20, 13 u. 14. Da sehen wir also, daß dieser Hausvater, unter dem ja Gott der Herr selber abgebildet ist, eine Mehrforderung zurückweist und erklärt, er thue damit nicht Unrecht, enthalte auch dem, der die Forderung gestellt hat, nichts vor, daß ihm von Rechts wegen zukomme, sondern gebe ihm, was sein ist, seinen vollen, ihm gebührenden Lohn.

Wenn also in unsern Tagen Arbeiterverbindungen von vorne herein den Arbeitslohn festsetzen, den sie von den Arbeitgebern verlangen wollen, so mögen sie ja das thun, sofern sie damit sagen wollen: „Wir halten diesen Lohnsatz oder Lohnfuß für recht und billig, dem Stand der Geschäfte und unsern Bedürfnissen gemäß“. Damit darf aber nicht gesagt sein, daß solche Forderung nun für die Arbeitgeber Gesetz sein müsse, und wenn die Arbeiter der Weigerung der Arbeitgeber gegenüber mit Zwangsmaßnahmen vorgehen, oder andere Arbeiter verhindern wollen, um geringeren Lohn zu arbeiten, so überschreiten sie damit ihre Befugnisse, maßen sie sich Rechte an, die ihnen nicht zustehen.

Würde aber jemand sprechen: „Wie, haben denn die Arbeitgeber allein das Recht, das Lohnmaß festzusetzen, zu geben, was ihnen beliebt, und muß der Arbeiter dann zufrieden sein mit dem, was die Herren Unternehmer nach ihrer Willkür aussetzen?“ so wäre zu antworten: „O nein, das auch nicht“. Hören wir doch wieder die Worte des Hausvaters im Evangelium. Er spricht nicht: „Mein Freund, ich thue dir nicht Unrecht, denn über den Betrag deines Lohnes habe ich, der Arbeitgeber, ganz allein zu bestimmen, und wenn ich sage, ein Groschen, und nicht mehr solle dein Lohn sein, so ist es ein Groschen, und nicht mehr“. Er giebt vielmehr den Grund dafür, daß er mit der Bezahlung eines Groschens hier nicht Unrecht thue, an mit den Worten: „Bist du nicht mit mir eins worden um einen Groschen?“ Er beruft sich damit auf das, was Vers 2. gesagt ist: „Da er mit den Arbeitern eins ward um einen Groschen zum Tagelohn, sandte er sie in seinen Weinberg“. Durch freies Uebereinkommen, einen ordentlichen Contract, war also zwischen Arbeitgeber und Arbeitern der Lohn festgesetzt worden. Als es galt, dieses Uebereinkommen zu treffen, hätte es bei den Arbeitern gestanden zu sprechen: „Nein, ein Groschen ist zu wenig; du mußt drei Heller zulegen, dann gehen wir und arbeiten in deinem Weinberg.“ Dann hätte es bei dem Hausvater gestanden, entweder die Mehrforderung zu bewilligen, oder aber zu sprechen: „Nein, ein Groschen ist genug; wollt ihr dafür nicht arbeiten, so kann ich und will ich euch nicht zwingen; aber ich suche mir dann andre Arbeiter“. Unter unsern heutigen Verhält-

nissen würde freilich der Hausvater wahrscheinlich auf Schwierigkeiten gestoßen sein. Man würde ihm wohl gesagt haben: „Daraus wird nichts; wir und die andern Arbeiter, die da am Markte stehen, gehören zur Weinbergarbeiter-Union; wir haben die Lohnscala festgesetzt und feierlich geschworen oder gelobt, um geringere Löhne nicht zu arbeiten; dabei bleibt's.“ Vielleicht hätte der Hausvater sogar erfahren, daß die Leute, mit denen er hier handelte, gerade in einem Streik begriffen und deshalb am Markte müßig seien, weil bei seinem Nachbar ein Mann um geringeren Lohn arbeite und auf ihre Forderung nicht entlassen worden sei.

Doch bei unserm Hausvater ging es eben anders. Er wurde mit den Arbeitern eins um einen Groschen zum Tagelohn, und diesen vereinbarten Lohn ließ er ihnen zu seiner Zeit auszahlen, und das war recht.

Aus dem Gesagten soll nun nicht gefolgert werden, daß ein Arbeiter nicht, während er bei einem Brotherrn in Arbeit steht, einmal sein Gesuch um Erhöhung seines Arbeitslohnes vorbringen dürfte, oder daß nicht die Arbeiter gemeinsam um Zulage einkommen möchten. Wo solches geschieht, hat denn auch der Arbeitgeber die Pflicht, das Gesuch seiner Arbeiter in billige Erwägung zu ziehen und nicht, wie es von manchen geschieht, es darauf ankommen zu lassen, ob er mit einer kurzen Verweigerung dessen, das er wohl gewähren könnte und sollte, bei seinen Leuten durchkäme. Steht es bei dem Arbeitgeber so, daß er sich nur durch Abtrogen etwas abgewinnen läßt, so darf er sich wahrlich nicht wundern, wenn er bald eine Schaar Trostköpfe in seinem Sold hat, die vorkommenden Falls auch dann ihm die Daumschrauben ansetzen, wenn er unberechtigten Forderungen sein Nein entgegenzusetzen will. Nur dürfen die Arbeiter nicht meinen, daß sie alleine zu beurteilen hätten, ob die Geschäftslage eine Lohnerhöhung gestatte, so wenig der Arbeitgeber meinen darf, daß er allein zu beurteilen hätte, ob der Arbeiter unter den obwaltenden Zeitverhältnissen bei dem bisher erzielten Lohn bestehen und seinen Verpflichtungen als Hausvater, Christ und Bürger nachkommen könne. Beide sollen eben nach Recht und Billigkeit mit einander eines werden um den Betrag des Arbeitslohnes im Verhältnis zur Arbeitsleistung, und wo man wirklich auf beiden Seiten offen und ehrlich und rücksichtsvoll dabei zu Werke geht, kann man bei aller Ungunst der Zeiten zu guten Zielen kommen. Rechtschaffen und zugleich ihrem Beruf gewachsene Arbeitgeber und verständige Arbeiter erfahren das auch in unseren Tagen, und wer mit offenen Augen sich umsieht, kann es beobachten, daß auch heutzutage Arbeiter und Arbeitsgeber in einem schönen, friedlichen Verhältnis mit einander leben können und gar keine Schwierigkeiten haben, wenn es gilt, mit einander eins zu werden um den Groschen zum Tagelohn.

Zu den berechtigten Forderungen des Arbeiters gehört aber nicht nur, daß ihm sein Lohn voll und unverfüßt, sondern auch, daß ihm derselbe zu rechter Zeit gegeben werde. Im Evangelium heißt es: „Da es nun Abend ward, sprach der Herr des Weinbergs zu seinem Schaffner: Rufe den Arbeitern und gib ihnen den Lohn.“ Matth. 20, 9. So spricht auch Gott zu Israel 3 Mos. 19, 13.: „Es soll des Tagelöhners Lohn nicht bei dir blei-

ben bis an den Morgen.“ Warum? Weil des Arbeiters Lohn ihm gehört, tatsächlich sein Eigentum ist, sobald er ihn verdient, die ausbelebene Arbeit geleistet hat. Ist es Tagelohn, der vereinbart ist, und ist die Tagesarbeit gethan, so gehört dem Arbeiter von Rechts wegen der Tagelohn. Ist es ein Wochenlohn, um den es sich handelt, so gehört dem Arbeiter sein Lohn am Wochenschluß, und ist es ein Monatslohn, um den er arbeitet, so hat er nach Ablauf des Monats zu fordern, was er verdient hat. Wo der Lohn als Jahresgehalt bemessen wird, da wird gewöhnlich vereinbart, daß monatliche oder vierteljährliche Zahlungen eintreten soll. Daß in größeren Geschäften regelmäßige Zahlungen angelegt und eingehalten werden müssen, liegt in der Natur der Sache, und es ist nur billig, daß die Arbeiter auch darauf Rücksicht nehmen, sowohl die, welche auf Tagelohn, als auch die, welche auf Stücklohn arbeiten; denn der Geschäftsunternehmer hat das Geld, welches er als Arbeitslohn auszahlen muß, nicht so im Kasten umherliegen, daß er zu beliebiger Zeit bloß hineinzugreifen braucht, um heute den, morgen jenen, übermorgen zehn oder fünfzig andere, denen es gerade beliebt, auszusahlen, sondern es erfordert Geschäftskennntnis und Umsicht und manchmal guten Credit, um am Zahltag das Nötige zur Verfügung zu haben, wo eine Schaar Arbeiter befriedigt werden soll, und wer da nicht Bescheid wüßte, der käme selbst bei wöchentlichen oder monatlichen Zahlungen von einer Verlegenheit in die andere. Aber deshalb soll eben auch der Geschäftsmann sein Geschäft verstehen und imstande sein dafür zu sorgen, daß es zu rechter Zeit heiße: „Rufe den Arbeitern und gib ihnen den Lohn.“

„Doch wie?“ so fragen wir noch, „hat denn das Maß der Arbeit und der Arbeitszeit nicht auch mitzureden, wenn das Maß des Lohnes soll festgesetzt werden?“ Antwort: Gewiß. Sagt doch unser Heiland: „Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth“; das heißt, er ist des Lohnes werth, der ihm zukommt, den er verdient hat durch seine Arbeit; der Lohn, den er empfängt, soll auch seiner Arbeit, ihrer Art und ihrem Maße entsprechen. „Gut“, könnte jemand sagen; „aber wie stimmt das mit den Gleichnis des Herrn von den Arbeitern im Weinberg? Da lesen wir doch von Leuten, die nur wenige Stunden, ja von solchen, die nur eine Stunde gearbeitet haben: und es heißt von ihnen: „Sie empfingen ein jeglicher seinen Groschen“, eben so viel wie diejenigen, welche des Tages Last und Hitze getragen hatten. War denn das dem Verdienste gemäß?“ Ich antworte: Nein, das war nicht dem Verdienste gemäß, sollte es auch nicht sein. Der Hausvater sagt ja auch zu denen, die nach Recht und Verdienst belohnt sein wollten, gar nicht: „Diese Letzten haben so viel verdient wie ihr, und darum will ich ihnen auch so viel geben wie euch.“ Er spricht vielmehr: „Siehest du darum scheel, daß ich so gültig bin?“ Er sagt damit; „Daß ihr euren Groschen bekommt, das geschieht nach unserm Uebereinkommen; der Groschen ist dein; darum nimm ihn. Daß ich aber diesen Letzten auch einen Groschen gebe, das kommt von meiner Gültigkeit, und wenn die auf ihr Verdienst pochen wollten, oder wenn ich mit ihnen nach Verdienst handeln wollte, so würden sie allerdings weniger bekommen. Mit ihnen bin ich auch gar nicht eins geworden um einen Groschen zum Tagelohn.“ Der Herr will ja in diesem Gleichnis

gerade diese Wahrheit veranschaulichen, daß das Himmelreich auf Erden ein Gnadenreich ist. Wenn er also darauf hinweist, daß wo bei ungleicher Arbeitszeit und Arbeitsleistung gleicher Lohn verliehen wird, dies seiner Gnade und Gültigkeit zu verdanken sei, die eben von Verdienst und Würdigkeit ganz abzieht, so bestätigt er damit die Wahrheit, welche St. Paulus Röm. 4, 4. ausspricht mit den Worten: „Dem aber, der mit Werken umgeheth, wird der Lohn nicht aus Gnade zugerechnet, sondern aus Pflicht.“ Und so geht es in dem Reiche dieser Welt, in den irdischen Geschäften zu. Daß der Arbeitgeber dem Arbeiter seinen Lohn giebt, ist nicht eine Gnadenerweisung von seiten des Arbeitgebers, sondern Leistung seiner Schuldigkeit. Im Himmelreich und unserm himmlischen Vater gegenüber muß es bei uns stets heißen: „Wir sind der keines werth, haben auch nicht verdient“; aber im Reiche dieser Welt, in den irdischen Geschäften und von den Menschen in ihrem geschäftlichen Verhältnis zu einander muß der Satz stehen bleiben: „Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth“; denselben hat er verdient, auch Einer mehr als der Andere, und soll auch der, welcher mehr verdient hat, mehr Lohn haben. Da soll es auch nicht einerlei sein, ob jemand nur eine Stunde gearbeitet hat, oder ob er acht Stunden gearbeitet hat, oder ob er zehn oder zwölf oder noch mehr Stunden gearbeitet hat; da soll auch einer, der bei gleichartiger Arbeit nur eine Stunde gearbeitet hat, nicht so viel Lohn beanspruchen, wie der beanspruchen kann, welcher acht Stunden gearbeitet hat; und der welcher nur acht Stunden arbeiten will, soll nicht so viel Lohn beanspruchen und als sein Recht fordern, wie der, welcher zehn Stunden arbeitet, beanspruchen und fordern kann, und es ist darum eine offenkundige Ungerechtigkeit und die verkehrte Welt, wenn man die Forderung stellt: „Wir wollen acht Stunden Arbeit und für zehn Stunden Lohn.“ Das ist ebenso unbillig, wie es unbillig wäre, wenn jemand Eier verkaufen wollte und spräche zu den Kunden: „Acht Eier gehe ich, aber für ein Duzend will ich bezahlt sein.“ Das Recht wird man unsern Farmerfrauen wohl nicht zugestehen wollen. Oder wenn der Farmer für zehn Buschel Kartoffeln Bezahlung nähme, und es zeigte sich, daß er nur acht Buschel abgeliefert hätte, würde man gar schwer beschädigt thun und schreien: „O, wie hat mich der Bauer betrogen!“

Nein, es bleibe dabei: „Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth.“ Wo danach gehandelt wird, da wird jedem sein Recht. Ist der Arbeitgeber ein Christ, leutselig, freundlich, brüderlich, so wird er es bei dem Recht, dem schuldigen Lohn nicht bewenden lassen, sondern den Bruder und Mitmenschen, der sein Arbeiter ist, auch noch seine Einigkeit kund werden lassen, wo sich Gelegenheit findet, wie das, Gott Lob, auch in unserer Zeit mitten unter dem selbstfüchtigen Geschlecht dieser letzten Tage christliche Arbeitgeber üben.

G.

Im kalten Süden.

Ein Kapitel aus der Missionsgeschichte.

Für das „Gemeindeblatt“ bearbeitet.

Südlich von der Riesenspforte oder Meereseschleuse, durch welche die in ein Becken zusammenwogenden drei Ströme der brasilianischen Berge, unter dem Namen Rio de la Plata, Silberstrom, die größte Masse süßen Wassers auf einmal in das Salz des atlantischen

Oceans schütten, ragt das Cap Corrientes ins Meer. Von da bis zur Magelhaensstraße strecken sich 420 Stunden Festland zunehmender Unwirtlichkeit entgegen. Hier scheint alles zu frösteln und zu eilen. Zwar jagen auf den öden, trostlosen Steppen weder Löwen noch Tiger. Kein Nilpferd raffelt im Röhricht, kein Elefantensfuß zermalmt ein Stückchen Urwald; aber an andern Kindern der heißen Zone fehlt es doch nicht ganz. Hier tummeln sich die langhalsigen Strauße, die Pferde unter den Vögeln, mit Rossen, die wie Vögel über den Boden dahinfliegen, um die Wette. Hier lebt man kaum 24 Stunden ohne Regen. Capitain Paines Schiffsmannschaft konnte während dreier Monate ihre Kleider nur an der Dampfmaschine ihres Schiffes trocknen.

Hat denn aber Amerikas südlichster Süden keine Ureinwohner von Adams Geschlecht?

Wo die Anden nach dem stillen Ocean sich steil abheben, wohnt ein rohes Fischervolk, die Chonos. Wo baumlose Viehweiden zwischen Seen und Sümpfen nach dem atlantischen Ocean sich abtufen, jagen die Moluches, d. h. Krieger, am Fuß der Cordilleren umher. Nach Norden, nach dem Land der guten Rüste, Buenos-Ayres, wenden sich die Behuenschken. Das Ostvolk, die Puelches, und das Westvolk, Tehuelhetes, nennt sich nach der Lage des Wohnsitzes. Die Spanier nannten sie Serranos, Bergbewohner; der kühne Weltumsegler Magelhaens gab ihnen den Namen Patagones, weil ihr Fuß (Pata) wie ein Thierfuß aussah. Denn bei ihnen tragen nicht nur Pferdebeine den Reiter, der Reiter trägt auch Pferdebeine, wenigstens die abgezogene Haut mit dem Huf als Stiefel. Sie sind wirklich fünf bis sechs Fuß hoch, erschienen aber den ersten Europäern noch höher, weil sie auf hohen Felsen neben kleinen Hütten standen und ihre Mäntel nach Art der Frauenkleider die Mannskleider vergrößerten. Sie haben starke Glieder, straffe Muskeln, festes Fleisch. Aus den runden glatten Gesichtern funkeln lebhaft Augen und schneeweiße Zähne. Ueber dem Kupferbraun der Haut hängt langes schwarzes Haar, am Wirbel festgeheftet, oder mit buntem Kopfband zusammen gehalten. Die Männer binden Thierfelle ohne Aermel mit einem Gurt um den Leib. Zu dem wunderlichen Schmuck bunter Linien auf Gesicht und anderen Körperteilen gesellen sich Ringe, Armbänder, Corallenschnüre. Ihre Hauptwaffe, die Rugschleuder, besteht aus zwei runden Steinen, durch starke Riemen netzförmig eingefaßt. Daneben treiben auch Lanzen, Bogen und Keulen ihr blutiges Handwerk gegen Lamas, Pferde, Strauße, Guanacos, deren Fleisch der wilden Jäger Kraft und Muth stählt. Diese sind auch mehr auf dem Pferderücken zu Hause, als zwischen ihren Haut- und Binsenzelten, in denen Felle zum Schlafen, Beutel und Schüsseln von Haut zum Trinken, Steine zum Fleischrösten und Bündel spitzer Stäbe zum Trocknen der Häute einladen. Dabei sind die Patagonier ebenso träge, arm, unwissend und roh, als räuberisch, tapfer und kriegerisch; ihren nördlichen rothen Verwandten auch hierin nicht unähnlich. Auch sie lieben weniger den guten Geist, sie fürchten mehr den bösen, der eine ganze Zahl von Ungeheuern und Gespenstern im Gefolge hat. Eine berghohe Schattengestalt ist nach ihrem Glauben „der schwarze Mann.“ Der schnaubt durch die schauerliche Einöde mit mörderischem Athem, ein Entsetzen aller Creaturen. Er greift in den Himmel und macht Wetter nach Belieben, läßt auch Hunger, Krankheit, Tod, wie Hunde auf alle Loß, die sein Mißfallen erregen. —

Eine Ahnung von einem Fortleben nach dem

Tode, mit Farben irdischer Genüsse geschmückt, begleitet den Abschied von die Welt. Die Bestattung der Todten ist nicht ohne Feierlichkeit. Das Lieblingspferd, die Hauptwaffe folgen dem Abgeschiedenen, damit er nicht als spukender Plagegeist wiederkomme. Auch wird wohl Mann und Ross einbalsamirt, geräuchert, getrocknet, in den Wald getragen und mit Zweigen bedeckt, oder das Pferd lebendig am Leichenhügel des Herrn angebunden und seinem Schicksal überlassen.

So viel von den Patagoniern.

Nun noch einen kurzen Besuch im allersüdlichsten Süden, im sogenannten Feuerland! Der warme Name stammt von dem berühmten Seefahrer Magelhaens. Der sah bei seiner ersten Schreckensfahrt durch die nach ihm benannte Straße überall an der Küste Feuer tanzen. Es waren Signalfener der Wilden. Daher Feuerland.

Um die Küste her schreien Seevögel, gadern Gänse und Enten. Ueber die Wellenkämme heben Robben und Seelöwen die unförmlichen Häupter. Allerlei bunte Muscheln leihen den trostlosen Felsblöcken etwas Schmuck und Farbe. Dringst du aber durch den rauschenden Wald weiter hinauf nach oben, so grüßen von braunem Torf dich schmucke Alpenpflanzen, ja allerlei heilsame Kräuter bieten sich an, besonders auch als Mittel wider den Storbud, die schmerzhafteste Krankheit am Zahnfleisch, womit die Seefahrer geplagt werden. Erst jenseit der Torfregion beginnt der ewige Schnee sein unbarmherziges Regiment. Und über das alles gießt der bleifarbene oder braunschwarze Himmel das ganze Jahr hindurch Ladungen von Schnee, Hagel, Regen herab und erlaubt selten der matt blinkenden Sonne, die finsternen Wolkenmassen golden oder purpurroth zu säumen.

Hier wohnen die Eskimos des Südens, das Gegenstück der patagonischen Riesen, die Pestheräs — so genannt — wie der Kuckuck — von dem Worte, das sie den weißen Fremdlingen unaufhörlich entgegen schrien. Es soll nichts anderes bedeuten als Freunde. Sie selbst nennen sich Nollanhas. Das schmutzig gelbbraune, breite Gesicht der mittelgroßen Figuren zeigt vorspringende Backenknochen, weite Löcher einer flachen Nase und darunter einen Schlig, der fast von einem Ohr zum andern geht und mit starken Häuern bewaffnet ist. Lange, schwarze, grobe Haare hält ein Keif zusammen. Um die Schulter hängt Seehunds- oder Löwenfell, über den Hüften mit Seehunds- gedärmen festgebunden, Lederhülle, plumpe Seehundstiefel, Federmütze zieren den Leib nebst rothen, schwarzen, weißen Streifen auf Angesicht und Schenkel. Manche von den Eingeborenen leben trotz Sturm und Regen im Freien, wie die Thiere des Feldes. Andere ähneln den Papuas in ihren Baumzweighütten, mit Binsen befestigt. Als Paläste gelten die Wohnungen, welche Seehundsfell zu Dächern und zu Teppichen haben. In der Mitte brennt, wie in Grönland, ein Feuer, um welches Bündel trockenen Grases sich als Betten und Stühle erheben. Der Rauch hat Erlaubnis, oben abzuziehen. Rindentannen, Binsenkörbe, Farbenbeutel und Halsbänder bilden den Hausrath; Fische, Robben, Fleisch und Thran die Hauptnahrung. Auch mit zerfließenden Schalthieren, bunten Erdschwämmen, süßen oder säuerlichen Beeren nimmt der Hunger fürlieb. Wenn aber ein an europäischer Harpune verbluteter Wal oder sonst ein Riese der Tiefe todt an die Küste treibt, gibt es einen wochenlangen Festschmaus, und — europäische Talglichter sind Lederbissen, denen mit Lebensgefahr nachgetrachtet wird. Und wie steht es sonst mit dem Leben? Von

Königen oder Häuptlingen wissen die verschiedenen Stämme nichts. Wer sich gerade geltend zu machen weiß, gilt, so viel die anderen ihn gelten lassen. Von Steuern und Aushebungen findet sich hier so wenig, als von Parlamenten und Gerichtshöfen. Freiheit und Gleichheit stehen in üppigster Blüthe.

Die Sprache besteht aus abgebrochenen Rehlönen; aber fremde Sprachen nachzuahmen, haben diese „Freunde“ ein merkwürdiges Talent. Ein Matrose hatte einem Feuerländer eine Zinnkanne mit Caffee gegeben und forderte sie nach einiger Zeit unwillig zurück: „Du kupferfarbiger Schurke, wo ist meine Kanne?“ Sogleich nahm der Wilde dieselbe Stellung und Miene an, sah dem Matrosen starr ins Gesicht und rief als getreues vielstübiges Echo: „Du kupferfarbiger Schurke, wo ist meine Kanne?“

Daß der Mensch auf der ganzen Erde, dem uralten Wohnort seines Geschlechts, sich umsieht, daß er gewissermaßen alles durchkriecht und durchstöbert und von Allem ein Inventarium aufnimmt, das findet man ganz in der Ordnung, und es ist auch in der Ordnung.

Auch in die grauenhafte Eismüste jenseit des südlichen Polarkreises hat die Kühnheit auf morschen Pflanzen sich gewagt!

Schon im vorigen Jahrhundert wollten die Spanier an der Magelhaensstraße eine Colonie anlegen als Haltplatz für die Fahrten nach Peru und Chili. Die Colonisten sind Hungers gestorben. Noch heute heißt ihr Wohnplatz der Hungerhafen.

Schon im Jahre 1833 begaben sich die amerikanischen Arms und Coan nach Patagonien. Aber sie mußten die Sache bald aufgeben.

Der eigentliche Vater, Anwalt, Secretair, Bahnbrecher, Missionar, Missionsuperintendent und Märtyrer für die patagonische Mission hieß Allen Gardiner. Dieser Mann war 1794 in Berkshire nahe bei Wallingford geboren. Er wuchs unter guter christlicher Zucht heran — ohne daß bei ihm eine absonderliche Frömmigkeit zu merken gewesen wäre. Er wurde ein tüchtiger Seemann, der Wind und Wetter trotzte und mit kalter Ruhe dem drohenden Tod ins Auge sah. Abenteuer zu See und Lande, fremde Länder und Menschen lockten seine jugendliche Phantasie. Er durchkreuzte die Meere aller Zonen. Das Paradies fand er nirgend. In Gegentheile, das Bild des Elternhauses mit der stillwaltenden freundlichen Mutter, mit dem ernstliebenden Vater bekam für ihn immer frischere Farben. Manah frommer Spruch in der Heimath gesät, begann nach Jahren in der Fremde zu keimen, manch stiller Gebetsseufzer fiel wie Thau auf sein umhergetriebenes müdes Herz. Auf allen Meeren, in allen Erdtheilen finden wir den kühnen Reisenden. In China zieht er umher. Daß in diesem weiten Reiche der Vater der Lüge und des Mordes ganz besonders seine Festungen und Paläste habe, wurde ihm in tausend Erscheinungen klar.

Bald schied er von China, aber wenn er nun unter andere heidnische Völker kam, sah er sie mit anderen Augen an als früher und entdeckte bald Spuren desselben finsternen Regimentses.

Bald sahen wir ihn wieder in Südafrika bei den Missionaren der Zuluz, denen er gern hülfreiche Hand reichen möchte. Zunächst nimmt die Arbeit ein klägliches Ende. In einem entsetzlichen Bluthade ererfaßt der wilde Häuptling Dingaan, durch allerlei Ungerechtigkeit weißer Männer gereizt, die Hoffnung der Christen.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsfest in Kewaskum.

Am 5. Sonntag nach Trinitatis feierte die ev. luth. St. Lucas Gemeinde in Kewaskum ihr erstes Missionsfest im Freien, und zwar in einem eine halbe Meile vom Städtchen entfernten, schön gelegenen Wäldchen, welches ein liebes Gemeindeglied bereitwilligst zur Verfügung gestellt hatte. Hier war von Herrn Pastor Greve und seinem Vorstande ein von hohen Bäumen prächtig belaubter, schattiger Festplatz ausgesucht und darauf Kanzel, Plattform und Sitzplätze recht zweckmäßig mit anerkanntem Fleiße hergestellt worden. Bei dem schönen Wetter, das der liebe Gott dazu schenkte, hatten sich die Glieder der Gemeinde recht zahlreich eingefunden. Ein Melodeon, das vom Pastor Voci gespielt wurde, und ein Posaunenchor, welcher abwechselnd mitblies, verstärkten und belebten den Gemeindegesang. Auch wurde die Festfeier durch mehrere Chorgesänge, welche Herr Pastor Greve vom Gesangverein seiner Gemeinde vortragen ließ, recht erhöht.

Etwas nach 1/10 Uhr begann der Festgottesdienst mit dem Liede: „O heiliger Geist, kehre bei uns ein u. s. w. Hierauf folgte die Festliturgie, ein Chor- und Gemeinde-Gesang, worauf Herr Prof. Ernst aus Watertown über das Sonntags Ev. Luc 5, 1—11. eine recht erbauliche, das Missionsinteresse erweckende Predigt hielt. Das Thema lautete: Petri Fischzug, ein Vorbild für unsere Arbeit im Reiche Gottes. Es wurde hierbei recht packend ausgeführt: 1. der Missionsbefehl, der uns alle zur Arbeit im Reiche Gottes nöthigt, 2. der Erfolg, den wir durch des HErrn Segen erlangen, und 3. die herrlichen Wirkungen, die wir bei unserer Missionsarbeit selber erfahren. Die Versammlung hörte die ganze Predigt mit Aufmerksamkeit an. Nach der Predigt wurde eine Collecte erhoben, und mit einem Chor- und Gemeindegesang der Vormittagsgottesdienst geschlossen.

Ein Theil der Festgäste begab sich hierauf nach dem Städtchen zum Mittagmahle; die andern, die aus weiterer Ferne gekommen waren, blieben auf dem Festplatz und erquickten sich an den mitgebrachten Speisen. Die Festprediger wurden von der freundlichen Pfarrfrau in ihrem gastlichen Hause bewirthet.

Der Gottesdienst am Nachmittage wurde um 2 Uhr eröffnet. Die Festgäste waren noch zahlreicher erschienen und hatten alle Sitzplätze besetzt. Nach Verlesung eines Schriftabschnittes und mehreren Gesängen hielt der Unterzeichnete eine Predigt über Matth. 9, 35—38. worin er der Festversammlung „die rechte Stellung der Christen zum h. Missionswerke“ ans Herz legte und zeigte: 1., daß wir am Missionswerke thätig sein sollen, und 2., daß wir am Missionswerke thätig sein können. In der Ausführung wurde erwiesen, wie die dankbare Liebe zum Heilande, die ehrenvolle und beglückende Arbeit im Reiche Gottes, die erschreckliche Noth und der Jammer der armen Heiden, die Größe der Ernte und der Mangel an Arbeitern alle Christen dringend bewegen müsse, am Missionswerke thätig zu sein, und zum andern, wie auch alle Christen an diesem Gott wohlgefälligen Werke thätig sein können durch fleißige Uebung des Missionsgebetes, durch treue, hilfreiche Ausrüstung der Arbeiter, durch Förderung der Gottseligkeit im eigenen Hause, im irdischen Berufe und Verkehr mit der Welt, durch rechtchaffene Buße wegen bisheriger Gleichgültigkeit und Untreue und durch die gläubige Bitte zum Herrn, daß er uns brünstig mache in seiner Liebe. Hierauf wurde wieder eine Collecte erhoben

und dann das Fest mit einem Chor- und Gemeinde-Gesang und mit dem Segen des HErrn beschlossen.

Es war ein liebliches Fest, das wir feiern durften. Was die Festprediger sonderlich mit großer Freude erfüllte, das war die große Aufmerksamkeit und Stille der Zuhörer, welche mit heiliger Andacht und Ehrerbietung dem verkündigten Worte Gottes lauschten. Daß die Predigt göttlichen Wortes an der Zuhörer Herzen gesegnet war, konnte man auch daran merken, daß sie für die Mission die recht erfreuliche Gabe von \$47.50 aufgebracht haben. Diese Collecte wurde zum größten Theil für unsere Anstalt in Watertown, zu kleinern Theilen für die Reisepredigt und für die Heiden-Mission bestimmt. Möge die liebe St. Lucas-Gemeinde mit ihrem treuen Pastor noch viele solche segensreiche Feste feiern und immer mehr wachsen und zunehmen in dem Worte des HErrn, zu Lob und Preis seines herrlichen Namens.

Dhstos, den 15. Juli 1887.

C. Dowidat.

Kürzere Nachrichten.

— Aus *Northfield* sind uns nun ausführliche und zuverlässige Nachrichten zugegangen, und unsere Leser werden sich freuen, wenn sie vernehmen, daß in der großen Feuersbrunst vom 27. Juni die Kirche der zu unserer Synode gehörigen Gemeinde verschont geblieben ist, auch die Gemeindeglieder nicht in großer Zahl und nicht ohne Ersatz Verlust an Gut und Habe erfahren mußten. Die Wenigen welche nicht versichert hatten, haben umsonst Bauholz erhalten, daß sie wieder aufbauen können, und bei den umfangreichen Bauten, die bald nach dem Brand in Angriff genommen worden sind, giebt es auch Arbeit vollauf.

— Vom 22. bis zum 29. Juni tagte zu *Jordan, Minn.*, unsere liebe Nachbarin, die *Chrw. Minnesota-Synode*. Die Lehrverhandlungen über die im vorigen Jahre vorgelegten Lehrsätze leitete wieder Herr Prof. Hoyer. In Betreff der Anstalt zu *Neu Ulm* wurde die Einrichtung einer weiteren Gymnasialklasse, einer *Tertia*, beschlossen. Damit war denn zugleich die Anstellung einer weiteren Lehrkraft ins Auge gefaßt, und auf Vorschlag des Verwaltungsrathes berief die Synode Herrn Pastor *Janzow* von *St. Louis*. In der letzten Sitzung wurde noch eine Summe von \$1000.00, deren man für die Anstalt gerade benötigt war, theils durch sofortige Darzahlung eines Beitrags, theils durch Zeichnung eines solchen, durch die anwesenden Pastoren und Delegaten gesichert. Zum Versammlungsort für das kommende Jahr wurde *Shatopee* bestimmt.

— In der *Norwegischen Synode* haben sich seit der Synodeversammlung in *Stoughton* die Dinge noch etwas weiter entwickelt. Einer von Prof. *Mohn* ausgegangenen Bekanntmachung zufolge fand am 29. Juni in *Northfield*, dem Sitz des *Schmidtschen Seminars*, eine „Volksversammlung“ statt, die auch am folgenden Tage ihre Verhandlungen fortsetzte. Am ersten Tage wurden drei Sitzungen gehalten. Da dieselben bei offenen Thüren, nicht, wie die Separatversammlungen der hier vertretenen Partei während der Synode in *Stoughton*, hinter Verschlüssen gehalten wurden, so hatten auch Mitglieder der „*Kirchentidende*“, nach der wir dies berichten, Zutritt; doch durften an den Verhandlungen nur solche theilnehmen, welche sich als mit den Gründern des Seminars einig erklärten und ihre Namen einreichten. Die Zahl der

so eingeschriebenen Laien wurde von unterrichteter Seite auf etwa 65 geschätzt; Pastoren und Professoren sah der Berichterstatter 26, von denen aber nur 20 als stehende Glieder der norw. Synode angehörten. Ohne Debatte und einstimmig wurde der Vorschlag zum Beschluß erhoben, daß das neue Seminar fortgesetzt werde. Das war also die Antwort auf die in unserer vorletzten Nummer mitgetheilte Erklärung der Synode. Ferner wurde wieder auf ein Jahr das Directorium für das Seminar gewählt. Ein Mitglied dieser Behörde ist zugleich Student im Seminar. Zu Professoren wurden für das kommende Jahr wiedergewählt Prof. *Schmidt* und Prof. *Böckmann* mit einem Gehalt von je \$1500.00. Ferner wurde beschlossen, Prof. *Schmidt* das von ihm gegründete norwegische Kirchenblatt abzukaufen, und das Seminardirectorium wurde beauftragt, die nöthigen Schritte zu thun, daß dies geschehe, auch Redaction und Geschäftsführer für das Blatt zu wählen. Auch soll, falls es dienlich erscheinen sollte, das Directorium eine Versammlung von Delegaten solcher Gemeinden, welche aus der Synode ausgetreten sind oder nie derselben angehört haben, zusammenrufen, damit ein Zusammenschluß stattfinden könne. Pastor *Muus* hatte im Gegentheil vorgeschlagen, daß den ausgetretenen Gemeinden gerathen werde, um Wiederaufnahme in die Synode nachzusuchen. Auch die Einrichtung eines Lehrerseminars wurde ins Auge gefaßt. Das Seminardirectorium soll neun Männer ernennen, die dem Kassirer bei der Arbeit des Geldsammelns an die Hand gehen sollen.

Was nun aus dieser ganzen Sache noch werden wird? Aussicht auf langes Leben hat, wie es uns scheinen will, das *Northfielder illegitime Kind* nicht. Die Leute, welche sich um dasselbe gesammelt haben, sind unter sich keineswegs einig. Die Opposition hat sie zusammengeführt; ihr zu Liebe arbeiten sie auch jetzt zusammen „auf ein weiteres Jahr.“ Was aber, wenn dies Interesse in den Hintergrund treten wird? Dann dürften bald die in ihrer Mitte vorhandenen Gegensätze zur Geltung kommen. So werden *Muus* und *Schmidt* schwerlich lange zusammen hinarbeiten. Auch werden sich keineswegs alle die Gemeinden, welche von der Synode ausgetreten sind oder noch austreten werden, bereit finden lassen, sich mit vor den neuen Karren zu spannen. — Doch wir können abwarten, und jeder Schritt zur Klärung ist für die Wahrheit Gewinn.

— In voriger Nummer berichteten wir über das höhere Schulwesen den *schwedischen Augustana-Synode* und den mächtigen Aufschwung, den dasselbe in den letzten Jahren genommen hat. Die Sache hat aber auch ihre große Schattenseite, und die ist bei der letzten Versammlung der Synode Veranlassung zu sehr erregten Verhandlungen geworden und kann in nicht fernere Zukunft zu ernstlichen Zerwürfnissen und Spaltungen führen.

Die Synode ist nämlich in sechs Conferenzen getheilt; dieselben besitzen gemeinsam die Anstalt in *Rod Island*, bestehend aus einem College und einem theologischen Seminar. Daneben haben aber drei Conferenzen noch eigene Anstalten gegründet, und ihr Bestreben geht nun dahin, diese ihre Conferenzanstalten möglichst zu heben, sie auch zu vollständigen Colleges auszubauen. Dadurch bereiten sie aber der Anstalt, welche der ganzen Synode Pflanzling sein soll, jedesmal eine Concurrrenz, die ihr bei dem Umfang der Synode gefährlich werden muß. Es wurde deshalb von der Synode vor dem zu hastigen Ausbau der Conferenzanstalten ernstlich gewarnt; hingegen

wurde folgender Beschluß gefaßt: „Das Augustana College bildet auch fernerhin die gemeinsame Lehranstalt der Synode, und unser Theologisches Seminar verbleibt auf alle Zeiten die gemeinsame Predigerschule der Synode, und keiner Conferenz oder Abtheilung der Synode soll es gestattet sein, ein besonderes Seminar aufzurichten und zu erhalten.“— Ob dieser Beschluß seine Wirkung thun wird, das wird die Zeit lehren. Zunächst ist er einmal ein Ausdruck der Stellung, welche die Majorität zu der Sache einnimmt; er kann aber auch die Spitze werden, an der einmal die Wasser sich scheiden, wenn nämlich eine Conferenz, weil sie in der Synode ihr eigenes Seminar nicht aufrichten, oder ihre Conferenzanstalt nicht nach Belieben oder bestem Ermessen gestalten und erhalten kann, die Lösung ihrer Verbindung mit der Synode als Vorbedingung würde ansehen müssen.

— Die „holländisch-reformirte Kirche“ beabsichtigt für ihre Mission in Indien ein Theologisches Seminar zu errichten und dasselbe gleich mit einer Summe von \$50,000 zu fundiren. Missionar Chamberlain macht zu diesem Zweck gegenwärtig eine Collectenreise durch die Vereinigten Staaten. In der Gemeinde zu Hudson, N. Y., ergab die Collecte \$2000.00.

— Ein anderer Missionar, der im Dienst der Presbyterianer-Mission zu Kifu in China thätig ist, hielt sich ebenfalls einige Zeit in unserm Lande auf. Vor seiner Rückreise in sein Arbeitsfeld predigte er in einer Presbyterianerkirche zu Wichita Kanjas, und als eine Collecte für die Mission erhoben werden sollte, sprach er den Wunsch aus, daß doch \$135.00 zusammenkommen möchten, indem er eben dieser Summe noch bedürftig sei. Da man nun die Collecte zusammenrechnete, fand sich, daß nicht \$135.00, sondern \$1,633.00 eingelegt worden waren.

— Was für eine erschreckliche Saat der verstorbene Prediger Henry Ward Beecher gestreut hat, zeigt sich bei den Verhandlungen, welche in Absicht auf die Wahl seines Nachfolgers inmitten der Plymouth-Gemeinde gepflogen werden. In einer der abgehaltenen Versammlungen sprach sich einer der hervorragenden Männer in der Gemeinde so aus: „Es wäre ein beklagenswerther Mißgriff, wenn wir einen Pastor beriefen, der es für seine Pflicht hielte, Herrn Beechers Irrtümer zurechtzustellen und uns zur Lehre Calvins zurückzuführen. (Beifall.) Wir wollen nicht mit Jona zurück in eines Seehundes Bauch. Wir wollen keinen Mann hier, sei er noch so beredt oder fromm, der Ansichten vertritt, die nicht von der Schule des Herrn Beecher sind, der Schule, deren Führer und Licht er war, u. s. w.“ Man will also keinen Prediger, der einfach Gottes Wort als Gottes Wahrheit annimmt und vorträgt, sondern einen ausgewachsenen Rationalisten, wie es Beecher in seinen letzten Lebensjahren geworden war, und die Haupt Sorge, die man an den Tag legt, ist die, daß der neue Pastor zu gläubig und zu fromm ausfallen könnte. Das ist die traurige Frucht der langjährigen Thätigkeit eines Mannes, der als großes Muster amerikanischer Kanzelberedtsamkeit im Leben und im Tode gefeiert worden ist, und für dessen Standbild man schon \$22,000 zusammengesteuert hat!

— Wie das „Kreuzblatt“ berichtet, ist gegen die beiden Redactoren der im Verlage von Bertelsmann in Güttersloh erscheinenden Missionszeitung, die Herren Missionsinspectoren Dr. War-

nef in Berlin und Prediger Dr. Kurz, Seitens der Staatsanwaltschaft in Bielefeld das Strafverfahren wegen Beleidigung der deutschen Marine eingeleitet worden. Dieselben hatten kürzlich an eine Mittheilung ihres Blattes über die Bestrafung eines deutschen Missionars, welcher den Eingebornen die Verabreichung von Getränken an die Mannschaften eines an einem Sonntage gelandeten deutschen Kriegsschiffs als Sonntagsentheiligung verboten hatte, die Bemerkung geknüpft, die Marineverwaltung begünstigte den Branntweinhandel in den überseeischen Besitzungen. Auf diesen Passus hin hat der Chef der Admiralität v. Caprivi den Antrag auf Strafverfolgung gegen die beiden Redactoren gestellt, welche bereits die Anklageschrift in sehr ausführlicher Weise beantworteten und durch bestimmte Thatsachen zu widerlegen suchten. Herr v. Caprivi hat jedoch nach Einsichtnahme der Acten verfügt, daß er sich nicht zur Zurücknahme des Strafantrages veranlaßt sehe.

— Der „Karl-Borromeo-Verein“ für das römisch-katholische Deutschland hat sich zur Aufgabe gemacht, das Volk mit billigem katholischen Lesestoff zu versorgen. Die Zahl der Vereinsglieder beläuft sich auf 45,000, und die jährliche Einnahme beträgt \$40,000. Seit dem Jahre 1846 sind durch diese Gesellschaft zehn Millionen Bücher in Umlauf gesetzt und 1400 Leihbibliotheken eingerichtet und erhalten worden.

Schulsache.

Am Mittwoch, den 31. August d. J., wird, so Gott will, das neue Schuljahr in unserer Anstalt seinen Anfang nehmen. Wir bitten alle unsere Pastoren, Lehrer und Gemeindeglieder dazu zu helfen, daß möglichst viele Schüler für das Studium gewonnen werden. Die Ansprüche werden immer größer, und wir sollten das Unsrige thun, damit des Herrn Sache nicht Noth leidet. Doch auch daran wollen wir christliche Eltern erinnern, daß sie ihren Söhnen hier eine gründliche Bildung für das bürgerliche Leben überhaupt können geben lassen. Das Kostgeld für solche, die sich dem Dienst der Kirche widmen werden, beträgt \$55 das Jahr, Nebenausgaben 2.25, Schulgeld frei. Diejenigen, welche ins bürgerliche Leben eintreten wollen, bezahlen jährlich für Kost- und Schulgeld \$112.25. Anmeldungen erbittet möglichst frühzeitig.

A. F. Ernst.

Watertown, den 21. Juli 1887.

Grundsteinlegungen.

Am 1. Sonntag nach Trinitatis, den 12. Juni, wurde der Grundstein gelegt zu der Kirche der neugegründeten lutherischen Kirche zu Neillsville, Wis. Herr Pastor Eppling jun. ist der Pastor und eigentliche Gründer dieser Gemeinde, während die vorbereitenden Schritte und ersten Anfänge daselbst von P. A. Hoyer in Princeton geschehen sind. Das Feld ist ein viel versprechendes, da das aufblühende Städtchen viele deutsche zu Einwohner zählt. Die Arbeit unseres jungen Bruders ist bisher von Gottes sichtbarem Segen begleitet gewesen. Die Kirche wird ein hübsches Framegebäude, mit Backstein umsetzt, nach einem Plane des bekannten Architekten Griefe in Cleveland. Die Gemeinde macht einen sehr guten Eindruck. Wolle der treue Gott auch fernerhin Hirt und Herde segnen!

Watertown, den 12. Juli 1887.

A. F. Ernst.

Am 4. Sonntag nach Trinitatis, den 3. Juli, wurde der Grundstein gelegt zu der neuen Kirche der St. Stephanusgemeinde in Beaver Dam. Die alte Kirche, vor zwölf Jahren unter schweren Anfechtungen erbaut, war zu haufällig und klein. So mußte die Gemeinde, obgleich es ihr schwer fällt, an einen Neubau denken. Diesen hat sie denn auch in Gottes Namen beschlossen, und sich recht angestrengt, um das Ihrige zu thun zur Ausführung des Werkes. Das Gebäude wird 32 bei 50 Fuß nebst einer kleinen Altarnische. Es wird von Holz errichtet und fertig etwa 1800 Dollars kosten. Der Platz ist wunderschön und wäre nicht für das Doppelte zu kaufen, was er einst der Gemeinde gekostet. Die Gemeinde in Beaver Dam ist eins unserer Schmerzenskinder, wie die älteren Brüder in der Synode wohl wissen. Wer ihr helfen kann und will, dem wirds der Herr reichlich lohnen. Unser Herr Senior bedient jetzt die Gemeinde und sorgt für sie mit der Energie eines alten Pioniers. Gott wolle ihm und der Gemeinde seinen reichen Segen schenken.

Watertown, den 12. Juli 1887.

A. F. Ernst.

Ordination und Einführung.

Am 5. Sonntage nach Trinitatis wurde der Kandidat L. Rader aus unserm Seminar, berufen von der ev. luth. Dreieinigkeits Gemeinde zu Town Norton, Winona Co., inmitten seiner Gemeinde vom Unterzeichneten im Auftrage des Herrn Präses ordiniert und in sein Amt eingeführt.

A. F. Siegler.

Adresse: Rev. L. Rader

Lewiston, Minn.

Conferenz-Anzeige.

Die Nordwestliche Conferenz versammelt sich s. G. w. vom 2. bis 4. August bei Pastor Hinnenthal in Kaukauna.

Aug. Bollbrecht.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XXII P. Babing 18. P. Hesse 1.05. Jahrg. XX: Herr Baug 10.

Th. Jäkel.

Für das Seminar: P. Döhler, Pfingstcoll. von der Gem. in Ahnapee \$7; P. Jäkel von Herrn Knippel \$5, von Mrs. Marg. Meier \$1, von N. N. \$1; P. Ohde von Frau Rosine Messerschmidt \$1.

Für die Anstalten: P. Haase von der Gem. in Fort Atkinson \$8. P. Mayerhoff, Missionsfestcoll. in Forest \$24.84.

Für das Reich Gottes: P. Grebe, Pfingstcoll. von der Gem. in Kewasum 5,50.

Th. Jäkel.

Für die Synodal-Casse: P. A. Rök, Coll. seiner Gemeinde \$7.56.

Für die Regener-Mission: Dshoff, von Frau N. \$0.25.

Für die Heiden-Mission: P. F. Grebe, Theil der Missionsfestcoll. fr. Gem. \$5.

E. Dwidat.

Vom werten Frauenverein der Gemeinde in Winona, Minn., zehn Dollars zur Bezahlung des Kostgeldes für W. Baumann empfangen zu haben, bescheinigt mit herzlichem Danke

A. F. Ernst.

Watertown, den 12. Juli 1887.

Für die Gemeinde in South Bay City, Mich., erhalten durch P. Chr. Döhler von der Gemeinde in Ahnapee \$9.

Den freundlichen Gebern Gottes reichen Segen.

G. E. Bergemann.